

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.)

und Handelsblatt.

(Neue Frankfurter Zeitung.)

Begründet von Leopold Sonnemann.

Preis der Anzeigen... Colonello 50 g. Abendbl. 75 g.

Abonnementspreis: Ein Vierteljahr in Frankfurt und Mainz...

Indien und die Unabhängigkeitsbewegung.

Sch. Madras im Juli.

Wenn in europäischen Zeitungen von den indischen Anträgen, ihren Ursachen und Ausichten, gehandelt wird...

Erpricht man in Südbindien mit Eingeborenen über die Landesverwaltung, so fällt zunächst auf, daß sich fast alle ohne Ausnahme sehr günstig über die englische Regierung äußern...

Der Rajastol ist dem indischen Volke von jeher eigen gewesen. Selbst in ihren philosophischen Schriften bezeugt man ihm.

Im Laufe der erlosenen Geburten als Mensch geboren zu werden, ist schon ein schwer zu erreichendes Glück, unendlich schwerer aber ist es noch, als Indianer geboren zu werden. Ein in Indien als Glied des indischen Volkes geborener Mensch steht nach indischer Anschauung auf einer unendlich höheren Stufe, als jeder andere Mensch.

Bis vor einigen Jahren war dieser Rajastol sehr harmlos, weil er sich nicht aggressiv äußerte, sondern nur passiv und geduldsam theoretisch lebte. Seit den Tagen des Burenkrieges und besonders des japanisch-russischen Krieges aber hat der Rajastol eine andere Färbung angenommen.

Ueberzeugung schwachgewordener England offen aus: „Auch auf politischem Gebiete stellen die Indier die Würde der Menschheit dar; Indien verdient es nicht, von Fremden beherrscht zu werden!“

Von diesen Gedankengängen aus ist die Sympathie Südbindiens für die antientlichen Bestrebungen in Nordindien trotz der Anerkennung der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit englischer Oberherrlichkeit zu verstehen. Man fühlt sich eins mit Nordindien in dem Wunsche: Indien für die Indier, und zwar auf Grund des Rajastolkes, Alles, was zu diesem Ziele führen kann, wird mit Interesse verfolgt.

Ein weiterer Grund, warum Aufstände, gegen die englische Regierung zunächst, hier noch nicht zu erwarten sind, ist das Gefühl der Südbinder, daß sie nicht im Stande sind, das Land so gut wie die Engländer zu verwalten und nach außen hin sicher zu stellen. Der Südbinder traut dem Engländer viel mehr als seinen eigenen Landesleuten.

Dazu kommt noch ein dritter für England günstiger Umstand. Der Rajastol richtet sich hier in Südbindien nicht nur gegen die Europäer, sondern auch gegen die nicht-drauidischen Rassen in Indien selbst, besonders gegen die arischen Brahminen. Früher fühlten sich die drauidischen Einwohner Südbindiens beleidigt, wenn man zwischen ihnen und den Bewohnern Nordindiens einen Rassenunterschied konstatierte.

Drauiden ist schon zu stark geworden. So trennt der Rajastol, der Südbindien mit den nationalistischen Elementen des Nordens sympathisieren läßt, Südbindien auch wieder von Nordindien.

Allen Anschein nach ist also die Herrschaft Englands wenigstens hier in Südbindien zunächst so gut wie gar nicht bedroht. Bedroht werden kann sie, wenn England in einen unglücklichen Krieg verwickelt werden sollte, aber auch dann noch nicht notwendigerweise. Denn die erwähnten Charaktereigenschaften, Erwägungen und Gefühle bilden immerhin einen starken Damm gegen die Vereinnahmung des südbindischen Unabhängigkeitsstromes mit dem nordindischen Autonomismus, und es wäre mindestens zweifelhaft, ob das berückende Schlagwort von der Freiheit „All-Indiens“ auch für die drauidischen Südbinder stark genug wäre, um die erwähnten Dammungen zu durchbrechen.

Deutsches Reich.

Stiefkinder der Eisenbahnverwaltung.

ek Aus Heften, 4. Aug. Zu dem unter dieser Ueberschrift erscheinenden Artikel im Dritten Morgenblatt vom Sonntag, in dem die ungerechten Pensionsverhältnisse der ehemaligen Beamten der Preussischen Ludwigsbahn in geschärft werden, wird uns noch folgendes geschrieben: Die vor und nach der Verstaatlichung der S. L. W. von anderen verstaatlichten Privatbahnen — etwa 40 — übernommenen Beamten haben sofort eine Ermäßigung der Rentenbeiträge von 3 Prozent zugubilligt erhalten.

II. Wilhelmshafen, 5. Aug. Der Verkauf alter Kriegsschiffe wird fortgesetzt.

Im letzten Tagen wurde gemeldet, daß in Anhang der früheren Kaiserliche „Kaiseradler“ (ehem. „Hohenzollern“) stattgefunden habe. Nunmehr macht die hiesige Kaiserliche Weisheit bekannt, daß die alten Panzerkanonenboote „Weise“, „Chamaeleon“ und „Salomander“ verkauft werden sollen. Diese Boote sind aus den Listen der Kriegsschiffe gestrichen und stammen aus den ersten Zeiten der deutschen Marine (1876 bis 1880). Sie hatten 1100 Tonnen Wasserdrängung und liefen höchstens 8 Seemeilen in der Stunde.

F Köln, 4. Aug. Das jüdische Lehrerseminar zu Köln hat die Berechtigung erhalten, Abgangsprüfungen abzuhalten.

Diese Selbstverständlichkeit ist bei den jüdischen Seminaren in Preußen und Bayern, die Privatanstalten sind, leider nicht selbstverständlich. So hat das Seminar in Münster diese Berechtigung noch heute nicht, und nur zwei von den fünf preussischen Anstalten haben die Berechtigung, die zweite Prüfung abzuhalten, nur die Zöglinge von einer gewissen die Berechtigung für den einjährigen Dienst.

München, 6. Aug. 12.50 N. Der scharfe Angriff des früheren Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim in der Reichsratskammer auf die gegenwärtige Regierung und im besonderen auf den Finanzminister v. Pfaff hat begrifflichermaßen in politischen Kreisen nicht geringes Aufsehen erregt.

Von einer Seite, die offenbar zu der Crailsheimgruppe in der Reichsratskammer Beziehungen unterhält, wird heute in der „Allgemeinen Zeitung“ unter der Ueberschrift „Dissonanzen“ der Angriff vom Gegenstand einer längeren Betrachtung gemacht. Darin wird u. a. ausgeführt, daß es keine Frage ist, daß die Kammer der Reichsräte der gegenwärtigen Staatsregierung und ihren einzelnen Vertretern nicht freundlich gegenübersteht. Die Mißstimmung geht zurück auf die ersten Zeiten der Herrschaft des Reichspräsidenten v. Bodeck. Die Regierung habe nichts getan, um die Mißstimmung zu beseitigen. Wenn die Erste Kammer durch eines ihrer hervorragenden und angesehenen Mitglieder die Regierung öffentlich angreife, so gehe das nicht aus getränkter Eitelkeit einzelner Reichsräte, sondern weil der Mehrheit der Reichsratskammer „die ganze Richtung nicht passe“. In dem Artikel heißt es dann wörtlich:

Wenn Graf Crailsheim davon gesprochen hat, daß das gegenwärtige Kabinett auf eine Stärkung der Staatsautorität keinen Wert zu legen scheint und dem — vom Standpunkt jeder demokratischen Schätzung aus durchaus natürlichen — Versuch auf Einführung des parlamentarischen Systems keinen Widerstand mehr entgegensetzt, so hat er etwas ausgesprochen, was so alte Weisheit ist, daß hierzulande weiter kein Mensch mehr sich darüber aufregt. Trotzdem ist es gut, daß diese Worte gefallen sind. Wenn die Miße nicht anders herzustellen ist, als durch eine einseitige Partei-

regierung, so ziehe man wenigstens die Konsequenzen. Die bayerische Regierungsmethode wird dann wenigstens ein Ziel haben. Wir wissen ganz genau, was dieser Mat bedeutet, und daß seine Verwirklichung Bayerns Entwicklung in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung um Jahrzehnte zurückhalten würde. Besser aber als der gegenwärtige Zustand wären die Konsequenzen sicher, denn sie würden das politische Leben, das jetzt in Negation oder Stille erstarbt ist, neu beleben und andern Zeiten frische Kräfte schaffen helfen.

Daß die Kammer der Reichsräte oder wenigstens eine starke Minderheit dem Ministerium Bodeck heute nicht freundlich gegenübersteht, ist nicht neu, aber auffallend bleibt es doch, daß gerade Graf Crailsheim sich zum Vorkämpfer dieser Gruppe gemacht hat und bei einer Gelegenheit, wie es die Steuerreform ist, bei der weniger politische, als wirtschaftliche Interessen in Betracht kommen. Dieser Angriff auf die Regierung ist umso bemerkenswerter, als in der gleichen Kammer vor kurzer Zeit Freiherr v. Kramer-Klett unter bezeichnendem Beifall auf den Kultusminister v. Wehner eine demonstrative Vorrede gehalten hat. Tatfache ist jedenfalls, daß wenn Finanzminister v. Pfaff auf den Wunsch der Reichsratskammer eingegangen wäre, also auf die Zweite Kammer gar keine Rücksicht genommen hätte, die Steuerreform gescheitert wäre.

Italien.

A Rom, 3. Aug. Bei vielen deutschen Ärzten in Italien und auch in Deutschland hat der Kampf, den die italienischen gegen die fremden Kollegen führen, wieder unliebsames Aufsehen gemacht, seitdem durch ein neues Gesetz gegen die fremde Konkurrenz, wie schon f. Bt. mitgeteilt wurde, schärfere Bestimmungen geschaffen worden sind.

Die Italiener vertreten seit einem Jahrzehnt immer abenteuerlicher den Standpunkt, daß sie eine selbständige große Nation seien. Dabei wehren gewisse Heißsporne gegen deutsche Industrielle und Kaufleute, während Politiker, wie Luzzatti im Gegenteile stets das fremde Kapital zur Einwanderung einladen. Die Folge davon ist, daß selbst ganz deutsche Geschäfte, um die Empfindlichkeit zu schonen, auf oft nur mittels eines Erzhimmes unter italienischer Firma gehen. Derselbe, objektiv vielleicht im Kern berechtigte Chauvinismus zeigt sich auf dem Gebiete der Archäologie. „Wir sind nicht die Ärcier, wo jeder fremde Staat ausgraben darf,“ rufen und rufen die archäologischen Italianissimi, die leider nur zu oft Anlaß hatten, sich über Anmaßung von fremden Kollegen zu beklagen. Anders liegt die Sache auf dem Gebiete der Heilkunde. Italiens größter Faktor der Handelsbilanz ist und bleibt nämlich der Gold-einfuhr der Emigranten der Fremden. Ohne die Fremden in Deutschland würde das italienische Staatsbudget mancher Mißtönen laufen. Nun ist es aber Tatsache, daß die meisten Fremden sogar unter den Deutschen die Landessprache nicht verstehen und daher, wenn sie ihrer Gesundheit wegen das italienische Klima aufsuchen müssen, natürlich einen Landsmann-Arg konfultieren wollen. Da gerät also die Regierung in den Konflikt zwischen der Rücksicht auf die Fremdenindustrie und zwischen der auf das Stürmen und Drängen ihrer medizinischen Bürger, die unter dem Motto „Italia fa da se“ alle fremde Konkurrenz bekämpfen. Die italienischen Ärzte erheben den a priori vielleicht ganz verständlichen Anspruch, daß wer in ihrem Lande praktizieren wolle, auch in ihrem Lande das Examen gemacht haben soll. Dieser Anspruch ist nun Gesetzesvorschrift geworden, und dieser sind auch viele deutsche Ärzte nachgekommen. Nun entsäht aber das neueste Gesetz, das die Kammer am 21. Mai beschloß, folgenden Artikel 11: „Zur Fortsetzung ihrer bisherigen Praxis in Italien sind nur diejenigen fremden Ärzte mit ausländischem Diplom berechtigt, die von der Berufsfindung resp. Inaufsetzung des Gesetzes an gerechnet, seit länger als drei Jahren in die Gewerbebescheinigung eingetragen sind.“ Dieser Artikel hat in den beteiligten Kreisen großes Aufsehen erregt, weil sie glauben, daß er strenge durchgeführt würde. Aber just in Italien ist man geneigt, daß Gesetze oft Buchstaben bleiben. In unserem Falle muß aber Italien als ein auf die Fremdenindustrie angewiesenes Land auch die berechtigten Forderungen seiner fremden Ärzte berücksichtigen. Es könnte erit rigoros vorgehen, wenn es allen Fremden an allen seinen Kurorten die Beweishheit beigebracht hätte, daß es selbst Ueberfluß an Ärzten hat, die außer der Kenntnis der fremden Sprachen auch die der diesen entsprechenden fremden Sitten und Lebensgewohnheiten haben. In allen Fällen aber — und dazu hat es noch lange Weile — wo das nicht der Fall ist, werden sich schon die Gemeindebehörden aus Rücksicht auf das Gedeihen ihrer Heimat gegen eine allzu rigorose Anwendung des neuen Gesetzes stemmen. In einzelnen besonders harten Fällen wird der davon Betroffene wohl Mittel und Wege finden, sich an inländische Appellinstanzen zu wenden. Vergessen darf ein objektiver Betrachter

Cavour.

Geboren am 10. August 1810.

Von Hermann Wahr (Wien).

Er sah gar nicht italienisch aus. Die Engländer fanden ihn sogar, mit dem dicken Kopf, dem Mondgesicht und der großen Stirn, fast etwas ihrem braven Herrn Gladstone gleich. Auf den Standbildern, die jetzt in Italien herumstehen, ist dies ja förgaltig unkenntlich gemacht, er wird da von den Künstlern immer mit staatsmännlichen Haltungen versehen. Aber auf alten Photographien aus seiner Zeit hat er die gar nicht, sondern eher was Kleinasiatisches, von einer zugleich behäbigen und beschwerlichen Art; so sieht man bei Wilhelm Raabe zuweilen aus. Gesicht war sein Gesicht, aber von einer bestimmten und zärtlichen Güte, und von einer, die so wichtig und feierlich mit sich tut, daß sie dadurch auf der anderen Seite sich schon fast wieder der Abnehmheit nähert. Und dann war alles in diesem müßigen Gesicht so gesteckt, daß es in Ganzen ein ratlos irgendwo stehen geliebener Gemeinplatz schien. Dazu noch blonde Haare und blaue Augen; er hatte gar nichts vom Italiener. Auch sprach er italienisch zwar ganz gut, aber nicht sehr gern; im Französischen war er heimischer.

Seines Vaters Stamm ging auf einen sächsischen Pilger zurück, aus Barbarossas Gefolge, der, vom heiligen Land heimkehrend, in der Republik Gheri hielt, sich da verheiratete und sich blieb; daher auch der deutsche Spruch: „Im Wappen der Vorfis di Cavour: „Gott will recht.“ Aber die Mutter des Camillo kam aus einem Genfer Geschlecht von guten Calvinisten. Ihre zwei Schwieger heirateten Franzosen, und so ging's im Palazzo Cavour zu Turin, wo die ganze Verwandtschaft dann zusammen hauste, rings um den heranwachsenden Knaben her recht kosmopolitisch zu. Der aber hielt sich am liebsten zu der Großmutter, der Tochter eines Marquis aus dem Geschlecht der Sales, von dem auch der heilige Franz war, der Stifter der Salesianerinnen. Sie wurde, als der Prinz Vorkhse Statthalter in Piemont war, zur Ehrendame seiner Frau ernannt, der wunderhübschen Caroline Bonaparte, die dem Canova zur Venus geformt ist, und begleitete sie dann auch nach Paris zur Hochzeit Napoleons mit Marie Louise. Da hat sie sich einen französischen Schulmeister kommen lassen, um bei ihm Unterricht in der neu-modischen Badaogegit zu nehmen und sich so zur Erziehung ihrer Enkel auszubilden. Sie scheint von jener in Südfrankreich und Norditalien nicht seltenen Frauencast gemein zu sein, die, bei großer Begabung in allen weltlichen Künften, höchsten Glanz der Erziehung und einem ausserordentlichem Talent zur Dame, sich doch immer einen geheimen Zusammenhang mit den Tugenden des Volkswesens, mit den Tugenden ganz einfacher Hausmütter behahrt. Wie ihr sah der kleine kluge Graf wie mitten im Volk.

Er war kein geistliches Kind und blieb unverträglich. Mit dem Bruder verband er sich schlecht, auf der Militärschule mer er immer allein, als Leutnant hielt er es nicht aus; die Scenen hatten viel Verdruß mit ihm, den Leuten war er unheimlich. Er trat aus dem Dienst, um ein kleines Landgut zu bewirten, Leri, mitten in Reisfeldern gelegen, im bösen Zustand ihres heißen Atems. Da blieb der junge Sonderling jahrelang. Mit einer einzigen Person im Haus, die zugleich Köchin und Wirtschaftlerin war. Jeden Tag um vier Uhr morgens auf und zur Arbeit hinaus. Immer mit sich allein. Er hatte keinen Menschen. Ein eigener Kreis, der Abel, traute ihm so wenig wie das von verbotenen Hoffnungen gequälte Volk; hier war er, als Aristokrat, den Aristokraten wieder verträglich, ausschweifender Wünsche verdächtig. Und eigentlich kannte sich niemand mit ihm aus. Man jung doch schon allmählich zu spüren an, daß in ihm irgend eine große Kraft verborgen war. Tugend ein Geheimnis schien um ihn geknigt. Zuweilen sah man ihn plötzlich die Heimat verlassen und erfuhr, daß er monatelang auf Reisen blieb. Was trieb er dort, in Frankreich und England? Während die Jugend dabei sich bang zusammensand, um die Zukunft zu rufen, spazierte dieser wunderliche Mensch vergnügt in London herum, mit dem englischen Armentrecht beschäftigt und Gewerke, Fabrikanten, Spitaler und Gefängnisneugierig besuchend. Kam er aber endlich zurück, so war er derselbe wortfahrig zugewandene Mann ohne Freund. Er glich einem, der von einer fernen Idee so rings eingespinnnen ist, daß nichts zubringen kann. Er hat später einmal erzählt, er hätte sich damals nicht im geringsten gewundert, eines Morgens als Ministerpräsident eines Königreiches Italien aufzuwachen. Solche Träume besuchten ihn. Aber was half ihm sein starkes Gefühl der Verantwortung zur Politik, in einem Land, wo es keine Politik mehr gab? Traurig schrieb er in sein Tagebuch: „Ach wenn ich ein Engländer wäre, würde ich jetzt schon was sein, und mein Name wäre nicht gänzlich unbekannt!“ Er hatte einen feinen Glauben an sich, den aber niemand teilen konnte. Was sollte diesen seitab aufwachsenden, von der Nation entsetzten Mann auch befähigen, ihr Schicksal anzuführen? Man muß es eigentlich heute noch fragen. Was hat ihn vor Tausenden ausserwählt? Gerade in der Zeit, als einmal von reiner Rasse, den Italienern in seiner Erscheinung, noch mehr aber in der Anlage seines Gemüts, in seinem ganzen Denken und Fühlen fremdbartig und doch mit allen seinen Gaben eher zum klugen Diener fürstlicher Intrigen als für eine Volksbewegung a bestimmt war.

Volksbewegungen, ja die großen geschichtlichen Ereignisse überhaupt, erscheinen in einer gewissen Entfernung nachher immer ganz einfach. Man meint dann, jeder hätte sie voraussehen müssen; denn es zeigt sich in ihrem ganzen Verlauf eine einzige große Linie, die vielleicht zuweilen für eine Zeit sozusagen unterirdisch wird, aber auch dann noch für den, der sie nur erst einmal erkannt hat, überall zu fühlen bleibt. Dem Betrachter aus der Ferne will sich überall im Schicksal der Völker eigentlich die größte Ordnung offenbaren, und was immer sich ärmend begibt, Umsturz von Thronen, Unruhen, Aufruhr, Krieg, Untergang des Alten, Einzug des Neuen, Völkervernichtung oder Vereinigung von Völkern, Aufstieg und Verfall fürstlicher Geschlechter, alles scheint am Ende stets von denselben fittlichen Grundmächten des Lebens, von einer ewig gleichen, sich unabwieslich immer wieder herstellenden, unaufhaltbar fortwirkenden Gerechtigkeit beherrscht, die, indem sie keinen Frevel ungesühnt läßt, so zum Rad aller Menschengeschichte wird. Auf ein höchst einfaches fittliches Rechenbeispiel läuft diese zuletzt überall wieder hinaus: ein Unrecht ist geschehen, es regt einen Widerstand auf, bis es wieder gut gemacht und das Recht wieder eingesetzt wird, was nun freilich meistens so geschieht, daß dabei die andere Schale wieder zu sinken kommt und also von neuem die bedrohende Kraft der Gerechtigkeit entbunden wird; das Auf und Ab geht weiter. Wenn man es nur nicht im engen Sinn bürgerlicher Moral nimmt, sondern unter Unrecht jedes Ausschreiten einer Macht, bis sie auf eine andere stößt und diese dadurch explodiert, versteht, so kann man sagen, daß alle Geschäfte wirklich immer nur ein und derselbe Rechtsfall oder, wenn man es lieber natürlich als fittlich nehmen will, ein und derselbe Kraftausdruck, ewig gleich abrollend, ist. Im gleichen Kreise der irdischen Atempfindungen, die bei den Sehligen der letzten Generation noch immer ganz dieselben wie bei schwebenden Jägerwölfen sind, spielt sich alles Menschenschicksal ab. So findet es zurückbildend der Enkel.

Wer aber in der Lage geschichtlicher Begebenheiten steht, hat ein anderes Gefühl. Jene groß durchdringenden, ganz einfachen Linien verschwinden da; nicht mehr um den tiefen Sinn einer ewigen Gerechtigkeit, nicht mehr um Gedanken, um ewig dieselben angestammten Empfindungen der Menschheit geht es dann, sondern nun tritt die Person vor die Sache, der Einzelne tritt aus der Menge, und nur des Einzelnen Pitt, die Laune des Einzelnen, das Glück irgend einer durch besondere Kraft oder auch bloß eine besondere Verwegenheit vorangebrachten Person scheint es zu sein, wodurch der Ausgang der Zeit entschieden wird. Was nachher, geschichtlich gesehen, den großen epischen Zug bekommt, sieht, während es sich bewegt, eher einer Reihe zwischen Pitt und Leidenschaft gleich. Nachher wird's homerisch, im Augenblick selbst scheint's ein Spiel, worin ein kluger Mann den anderen durch Lüge, Bluff und Verrat zu überlisten hofft. Man muß nur einen hären, der dabei war, in irgend einer der großen Entscheidungsdien der Geschichte. Der lacht uns aus, er weiß es besser: worin wir eine höchste Vernunft mit unbegreiflicher Macht verwickeln sehen, da lassen ihm geschickte Finger an Drahten, ahnungslose Puppen tanzen. Tritt dann aber gar einer auf, der beides hat und im Augenblick schon, während er mit den Diplomaten ferkelt und täuschelt, doch insgesamt irgendwie den großen geschichtlichen Enkel füllt, der ist unüberwindlich. Die Turner, Burckhardt und Sänger um des Deutschen Vaterland haben es nicht gemacht, aber die Diplomaten hätten es auch nicht gemacht ohne Bismarck, der jedem von ihnen im Kuhhandel noch was vorgab, aber doch auch in seiner tiefen Brust von allen Ereignissen des deutschen Jorns beissen war. Ganz ebenso sieht Cavour in dieser ungeheuren Erhebung des Risorgimento, die mit ihrer wilden Unschuld, ihrer beispiellosen Bereitschaft zu Taten und Opfern, ihrer auflodernden Leidenschaft eine fast mythische Größe hat, in diesem Helbenepos, in dieser lebendig gewordenen Volkssage mitten drin als der Kluge, der alle Gemeinheit der Höfe, den ganzen Kammer der Mächtigen, alle künftigen Empfindlichkeiten der Staatsmänner kennt, in ihren Lügen erfahren und mit ihrer Unmündigkeit so vertraut ist, daß er auf der Diplomatenfüße das Helbenlied seiner Nation spielen kann. Eigentlich läßt es sich in einem einzigen Satz sagen, wodurch er allen überlegen war: er kannte die Mitspieler im Weltgeschäft so gut, daß er im voraus jeden genau berechnete, ja zu jedem Zug, den er brauchte, zwingen konnte, und sie waren Einzelne, er aber hatte den Willen der Nation hinter sich.

Er war ein Meister in der psychologischen Behandlung der Menschen. Erstes Meisterstück: die psychologische Behandlung Europas im Risorgimento. Zweites Meisterstück: die psychologische Behandlung Napoleons. Drittes Meisterstück: die psychologische Behandlung Wiens. Alle drei beruhen auf einer Menschenkenntnis, die den Mitspieler zu lesen weiß, während er aus seinem innersten Willen ganz frei zu handeln erlaubt.

Am Risorgimento setzt er es, in seinem eigenen Land deshalb fast für verrückt angesehen, zur höchsten Verwunderung Europas durch, daß sich Sardinien den Weltmächten anschließt. Dies scheint zunächst einfach sinnlos. Welchen Grund hat sein Land gegen Rußland? Keinen. Welchen für Frankreich und England? Keinen. Wozu das Opfer an Blut und Geld? Alles ist zu verlieren, nichts zu gewinnen. Es scheint vom blinden Haß gegen Österreich eingegeben: England hat Österreich dazu haben wollen, Österreich hat sich verweigert, nun tritt Sardinien an Österreichs Stelle, offenbar nur im blinden Eifer, immer anders zu handeln als Österreich und immer

